

Grenzen der Fortpflanzung.

Jedermann ist sich darüber klar, daß nur einer kleinen Anzahl der Nachkommenschaft der Tiere die Erreichung eines reifen Alters vergönnt ist, und daß sich nur wenige Samen zur Pflanze entwickeln; wenige aber machen sich wohl davon eine Vorstellung, wie gering in Wirklichkeit die Aussicht für die meisten Samen ist, sich zu voller Entwicklung zu entfalten. Hierüber können selbstverständlich keine genauen, zahlenmäßigen Berechnungen angestellt werden; immerhin kann man schätzungsweise doch ermessen, welch unendlicher Schade angerichtet würde, wenn der Kampf ums Dasein nicht die Mehrzahl der Lebewesen vor der Zeit der Reife vernichtete.

An Fruchtbarkeit kann sich z. B. kaum ein anderes Säugetier mit dem Kaninchen messen. Man hat berechnet, daß, wenn nur einige Kaninchen innerhalb von drei Jahren ihre sämtlichen Nachkommen großziehen würden, diese Zahl am Schluß dieser drei Jahre auf 13 718 000 Kaninchen zu berechnen sein würde. In Australien sind die Kaninchen denn auch eine Landplage geworden, und zwar aus dem Grunde, weil es an Tieren fehlt, die mit der jungen Kaninchenbrut aufräumen könnten. Dazu besitzen die Tiere dort einen Überfluß an Lebensmitteln, der ihrer Nachkommenschaft die besten Existenzbedingungen gewährt. Der Ursprung der australischen Plage liegt kaum 70 Jahre zurück, und die Ahnen der riesigen Kaninchenherden von heute waren ein paar englische Kaninchen, die ein eingewanderter Landwirt auf seinem Grund und Boden hatte frei umherlaufen lassen.

Man weiß, daß seit altersher die Ernten durch Insekten mehr oder weniger zu leiden haben. Aber auch die schlimmste Insektenverheerung ist als ein reines Kinderpiel zu bewerten gegenüber dem Schaden, der entstehen würde, wenn auch nur die Nachkommenschaft eines einzigen Insektenweibchens ungehindert leben und sich entwickeln dürfte. Nehmen wir z. B. einmal den gewöhnlichen Kohlweilfing. Er legt jedesmal vielleicht 40 Eier. Nimmt man an, daß die Hälfte dieser Eier weibliche Brut enthält, so würde die Zahl der Nachkommenschaft dieses Schmetterlings nach drei Jahren nicht weniger als eine Milliarde Stück betragen. Abgesehen davon, daß eine solche Riesennenge schon im Larvenzustand unerhörten Schaden anrichten müßte, würden die fliegenden Insekten in der Luft eine Niesenwolke bilden, die groß genug wäre, um eine große Stadt in Dunkelheit zu hüllen. Über die Zahl der Eier im Laich eines Dorschches hat vor Jahren ein englischer Naturwissenschaftler eingehende Untersuchungen angestellt. Danach betrug diese Zahl rund 7 Millionen. Nach niedriger Schätzung würde damit die Nachkommenschaft eines Dorschches, vorausgesetzt, daß alle dem Ei entküpften Jungen am Leben blieben, kaum im Armeestenal Platz finden. Und im Laufe von drei Jahren würden die Weltmeere vollständig von Dorschchen blockiert sein, falls die Vermehrung ungehindert vor sich gehen könnte. Aber dazu kommt es nicht; denn gerade die Sterblichkeit der Dorschche ist außerordentlich groß. Hunderttausende von Eiern werden verschlungen, noch bevor sie ausgebrütet sind.

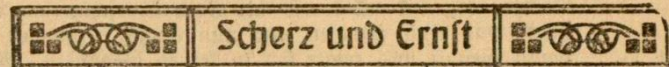
So harmlos die Sumpfdotterblume ist, so würde sie doch sehr gefährlich werden können, wenn sie sich ganz frei und unbehindert vermehren könnte. Ein Botaniker hat ausgerechnet, daß dann in einer Periode von nur drei Jahren die Zahl der Pflanzen groß genug wäre, um das gesamte Festland der Welt zweimal zu bedecken. Was hält nun dieses Unkraut ab, sich ungehemmt auszubreiten? Die Frage ist nicht so ohne weiteres zu beantworten; denn man weiß nichts von einer epidemischen Krankheit, die am ehesten diese Verbreitung zu hindern vermöchte. Vielleicht wird eine Anzahl der Samenkörner von den Vögeln gefressen. Wahrscheinlich aber ist, daß die meisten Samen, die zu Boden fallen, von anderen Pflanzen erstickt werden.

Die Frage, über welche Mittel die Natur verfügt, um eine übergroße Vermehrung in der Tier- und Pflanzenwelt hintanzuhalten, ist also von nicht geringer Bedeutung. Bei den Tieren dürfte der wichtigste Umstand dieser Behinderung in der Schwierigkeit der Ernährung zu suchen sein. Was die Pflanzenwelt anbetrifft, so wird hier das Gleichgewicht dadurch erhalten, daß es für die Pflanze überaus schwer ist, einen ihrer Weiterentwicklung günstigen Platz zu behaupten.



Der Ursprung der Karnevalszüge. Kein geringerer als der Papst Paul II. war es, der die berühmten römischen

basumzüge ins Leben gerufen hat. Von seinem Palast aus sah er sich, umgeben von den höchsten kirchlichen Würdenträgern und den angesehensten Bürgern der Stadt, die er zu dem Zwecke eingeladen hatte, den Umzug an. Er selbst entwarf für den ersten Maskenumzug, der um das Jahr 1740 stattfand, die Kostüme, die er mit einem Kostenaufwand von 400 Goldgulden hatte anfertigen lassen. Den Zug eröffneten eine Schar Niesen, Liebesgötter, die sich mit Pfeilen beschossen, und recht dürrig bekleidete Nymphen; hinter ihnen schritt von 160 bannertragenden Jünglingen umgeben, Diana. Ihr folgte eine Gruppe, die einen römischen Triumphzug darstellte. Mythologische Figuren und Faune trarben hinterher, und der Zug wurde von einer Reihe großer Prunkwagen geschlossen, die allegorisch den Ruhm des Papstes verherrlichten und von Trompetern und Dichtern, die das Lob Pauls II. verkündeten, umgeben waren. Indessen hatte schon vor der Zeit Pauls II. Venedig die Pracht seiner Festzüge entfaltet, und in Frankreich hatte um 1389 bereits König Karl VI. den Gebrauch der Maskenkostüme im Mummentanz der Karnevalszüge allgemein eingeführt. Der König selbst wurde im Jahre 1398 ein Opfer seiner Leidenschaft für die Maskerade. Er hatte sich für die Rolle eines wilden Negerfürsten ein Kostüm aus Federn anfertigen lassen, und das Unglück wollte es, daß er im Zuge mit einer Fadel in Berührung kam, die das Federkleid in Brand setzte. Der König wurde zwar gerettet, aber der Unfall hatte zur Folge, daß bei ihm der Wahnsinn, der schon vorher in gelegentlichen Anfällen in Erscheinung getreten war, vollends zum Ausbruch kam.



Galgengeschichten. In den Ländern, in denen die Todesstrafe durch den Strang vollzogen wird, ist es oft genug vorgekommen, daß der Hingerichtete nach dem Reissen des Stricks mit dem Leben davongekommen ist. So wurde einmal in Oxford eine Magd wegen Kindermordes gehängt. Als dann der Körper der Verurteilten zur Konstatierung des Todes den Ärzten vorgelegt wurde, mußten diese feststellen, daß die Hingerichtete noch Lebenszeichen von sich gab. Kurz darauf kam sie auch wirklich zum Bewußtsein und erklärte, daß sie sich auf keine Einzelheiten der Hinrichtung mehr besinnen könne. Sie hatte den Eindruck eines langen Schlafes, aus dem sie soeben erwacht war. Die Unglückliche wurde begnadigt. In Tübingen wurde im Jahre 1705 ein Straßendieb namens Smith aufgehängt. Als man ihn eine Viertelstunde später vom Galgen hob, schlug er die Augen auf und richtete sich auf. Alle Zuschauer der Hinrichtung liefen entsetzt davon. Smith versuchte ein gleiches, wurde aber aufgehalten. Man wollte ihn dann ein zweites Mal hängen. Hiergegen aber erhob der Richter Einspruch, und Smith wurde begnadigt. Im Jahre 1748 wurde in London ein Mann durch den Strick hingerichtet. Nachdem der Tod festgestellt war, wurde der Körper zur Leichenöffnung in die Anatomie gebracht. Der Arzt wollte gerade mit der Sektion beginnen, als der Mann die Augen aufschlug und sich mit einem gräßlichen Fluch aufrichtete. Wegen seiner Lasterhaftigkeit wurde er nicht begnadigt, sondern deportiert. 1767 wurde ein Räuber in Cort gehängt. Der Arzt hatte das Messer schon an den Hals gesetzt, um die Leiche zu öffnen, als der vermeintliche Tote einen Schrei ausstieß und vom Operationstisch hinuntersprang. Er wurde begnadigt und begab sich noch am selben Abend ins Theater, wo er der Gegenstand lebhafter Huldigungen (!) des zahlreichen versammelten Publikums wurde.

Von fremden Völkern.

Seltene Rauchsitten. Wir, die wir Pfeife, Zigarren und Zigaretten rauchen, nehmen ohne weiteres an, daß diese Methoden die einzigen sind, um den Tabak zu genießen. In Wahrheit aber kennen die unzivilisierten Völker noch eine ganze Reihe anderer Mittel, dem Rauchgenuss zu fröhnen. Wer denkt beispielsweise in Europa daran, die Zigarre mit dem angezündeten Ende in den Mund zu stecken? Und doch ist das übliche Verfahren bei den Eingeborenen der Philippinen. Einige Stämme, die auf den schneebedeckten Höhen des Himalaya heimisch sind, graben durch das Eis eine Art unterirdischer Galerien, füllen diese mit Tabak und zünden diesen an. Dann lagern sie sich am Rande der Galerie und atmen mit vollen Lungen den Rauch ein. Die Einwohner der Galapagosinsel von San-York in Australien füllen ein ausgehöhltes, einen Meter langes Bambusrohr mit Tabak, legen dieses in Brand und schmauchen so lange, bis sie berauscht zu Boden stürzen. Die Indianerfrauen in Paraguay tauchen beständig ihre Tabakblätter, die sie aus dem Mund nehmen, wenn sie einer Freundin begegnen, der sie dann mit dem zerlaufenen Blatt ein dankbar aufgenommenes Geschenk machen.

Unterhaltungs-Beilage

zum

Allgemeinen Anzeiger

und

Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 16.

Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halber i. Westf.

1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten)

(16. Fortsetzung.)

„Das meine ich auch!“ bemerkte Döring. „Und so wenig ich darüber glücklich bin, wenn ich während der Arbeit Besuche erhalte, ist es mir doch angenehm, daß Sie gekommen sind, weil ich Ihnen das sagen konnte, was ich sagte. Sie tun mir einen Gefallen, lieber Adolf, wenn Sie dafür sorgen, daß mir die Herren nicht hineinreden, wenn sie erfahren, daß ich auch etwas anderes tue. Die Diamanten werde ich liefern — der Gewinn wird da sein. Im übrigen will ich keine Konflikte und keine Auseinandersetzungen haben.“

„Mir ist es recht“, sagte Grunau. „Ich wollte Sie nur mal sehen, weil die Leute immer fragen und sich einbilden, sie müßten jeden Tag Werte von zwanzigtausend Mark erhalten. Ich will es ihnen also sagen, und ich glaube, daß Sie in Ruhe machen können, was Sie wollen.“

Grunau schwieg nun, und auch Döring hielt es nicht für nötig, etwas zu sprechen. Er widmete sich wieder seiner Arbeit, als wenn niemand außer ihm im Zimmer wäre.

Da sagte plötzlich Grunau:

„Seit drei Tagen hat Wanda nichts von Ihnen gehört. Sie hat mir heute ein großes Nagelied vorgesungen.“

„Ich bin in der Arbeit und habe keinen Augenblick Zeit“, antwortete Döring etwas nervös. „Wanda weiß doch Bescheid.“

„Ja, machen Sie einer liebenden Frau klar, was Arbeit ist, wie Sie sie betreiben, lieber Döring“, bemerkte Grunau etwas spöttisch. „Das begreift sie nicht, daß Sie innerhalb dreier Tage keine Zeit für sie haben. Und offen gesagt, ich auch nicht.“

„Da kann ich nicht helfen“, brummte Döring.

„Na, wundern Sie sich nur nicht, wenn meine Auline Ihnen hier einen Besuch macht“, sagte er, indem er den Blick zu einem Fenster wandte, das freilich Milchscheiben hatte und nicht durchsichtig war.

Und als wenn dieser Blick magnetische Kräfte entfaltet hätte, klopfte es im nächsten Moment ungeduldig an die Tür, die auch sofort hastig geöffnet wurde, worauf Frau Wanda Marbold erst zögernd eintrat, um dann sofort in raschen Schritten überzugehen.

„Na, adieu, lieber Döring“, sagte Grunau schnell. „Ich will jetzt nicht stören.“

Er verließ das Laboratorium und sah noch, wie Frau Wanda jetzt vor Döring stand und ihn still und zornig anblickte.

Sie hatte es nicht über sich bringen können, ihm „Guten Tag!“ zu sagen. Sie sah ihn nur fragend an.

Döring setzte noch einige Sekunden ruhig seine Beschäftigung fort. Dann stand er auf, streckte ihr die Hand entgegen und sagte mit lebenswürdigster Miene in ruhigem Ton:

„Grüß dich Gott, Wandchen; wie geht es dir?“

„Gar nicht“, antwortete sie zornig, „das heißt: sehr schlecht, wenn man einen solchen Mann zum Verlobten hat.“

„Aber was ist denn? Was hast du denn?“ fragte er harmlos.

„Ja — aber was ist denn?“ ahmte sie ihm nach, „es ist wirklich unerhör!“ Und jetzt rannen ihr die Tränen aus den Augen.

„Du weißt, Wanda, wenn ich arbeite, habe ich keine Zeit“, sagte er ernst. „Das habe ich dir oft wiederholt. Und du müßtest schon daran gewöhnt sein.“

„Nein, an so etwas Verrücktes kann sich kein Mensch gewöhnen“, rief sie. „Es gibt viele Leute, die sehr fleißig arbeiten. Aber wie du, treibst es leiner.“

„Ich kann dir nicht helfen, Liebste“, bemerkte er ruhig. „Es ist nun einmal meine Natur. Ich kann von meiner Arbeit nicht fort, wenn sie schwierig ist und ich etwas fertigbringen soll. Warte, wenn wir heiraten, und wir haben das Laboratorium bei der Wohnung, so wird das anders sein.“

„Ja — wenn wir heiraten!“ rief sie aus. „Dazu wird es ja niemals kommen. Wenn man eine Frau wirklich lieb hat, ist man anders.“

„Ich kann aber nicht“, sagte er gequält. „Nein, du kannst nicht“, entgegnete sie. „Das glaube ich dir, jetzt, wo ich dich mitten in deiner Arbeit sehe. Du bist ein leichtsinniger Mensch, aber wenn du was tust, so tust du es gründlich. Ja, aber wenn du nicht arbeitest . . . wo bist du mitunter tagelang, fast eine ganze Woche lang? Nirgends zu finden, nichts von dir zu hören! Lauter Geheimnisse . . . daß ich glauben muß, du seiest in Gesellschaft irgendeiner Frau . . . sonst tätest du ja nicht so geheim . . . rein wie aus der Welt verschwunden . . . Wo warst du, bevor du vor drei Tagen hier zu arbeiten anfingst? Da kamst du, nachdem du fast eine Woche weiß Gott wo gewesen bist und kaum waren wir ein paar Stunden beisammen gewesen, dann begannst du mit der Arbeit —“

„Aber Liebste Wanda“, unterbrach er sie. „Nein, nein, laß mich!“ rief sie in klagendem Ton.

„Du sprichst von Heirat. Mein lieber Karl, wenn es dir ernst wäre, wären wir schon verheiratet. Du hast jetzt gute Einnahmen . . . du brauchst für deine Person sehr viel, du verbrauchst überhaupt viel Geld . . . Mehr, als wir für uns beide brauchen . . . Und auch, wenn du nicht so viel hättest . . . auf längere Zeit, bis du mehr einnehmen kannst, reicht ja das meinige . . . Ich sehe gar kein Hindernis. Aber du willst nicht. Nur du. Du täuschst mich nur . . .“

Döring war plötzlich ganz bleich geworden. Die Ruhe schien ihn völlig verlassen zu haben. Er stand vor ihr starr, seine dunklen Augen groß und voll auf ihre Person gerichtet, einen Moment wie geistesabwesend, und dann, als müßte er erst Worte suchen.

Und plötzlich umfaßte er sie mit heißer Leidenschaftlichkeit, zog sie zu sich empor, hielt sie an sich gepreßt und küßte ihre Augen, ihre Wangen, ihren Mund mit toller Inbrunst. Erst hatte sie sich in zornigem Trotz von ihm losmachen wollen. Nun aber war sie wehrlos geworden

in seinen Armen; aber aus ihren Augen flossen unaufhaltsam Tränen . . . des Glücks und auch des Schmerzes, der in ihrem Herzen schon seit Wochen bohrte.

„Du dummes Kind, du“, murmelte er, „wie kannst du nur glauben, daß ich dich nicht liebe? Was gehen mich andere Frauen an?“ Und nach einer Weile sagte er voller Innigkeit: „Du bist ja mein einziger Gedanke, du . . . Ich denke doch nur an dich, wenn ich einen Augenblick von der Arbeit aufatme. An dich und an unsere Zukunft. Warte doch noch ein wenig, noch mehrere Wochen . . . vielleicht ein paar Monate . . . Ich werde dann erreicht haben, was ich will, und werde keine Geheimnisse mehr haben . . . Warte noch, Wanda . . . früher kann ich nicht . . . unmöglich! . . . Geduld, etwas Geduld . . .“

„Oh, ich hatte schon so viel, so viel Geduld . . .“ sagte sie leise.

„Nun also noch die kurze Zeit“, redete er ihr zu. „Du mußt mich ruhig arbeiten lassen, ich habe viel vor . . . eben für unsere Zukunft . . . Und frage nicht . . . heunruhige dich nicht . . . es wird ganz anders werden . . .“

Sie sah mit gesenktem Kopf vor ihm und hörte ihm zu. In seinem Worten lag so viel Wärme, so viel Liebe, daß sie nicht zu widersprechen, nicht zu widersprechen vermochte. Sie mußte sich eben in das Unvermeidliche fügen, und sie fügte sich, erschüttert und momentan beruhigt zugleich.

Als sie die Räume verließ, sank er auf einen Stuhl, wie in tiefer, seelischer Erschöpfung.

Finster und mit beinahe verzerrten Zügen starrte er vor sich hin, dann griff er sich an den Kopf, wie ein Verzweifelter, der seinen Ausweg weiß.

Plötzlich aber erhob er sich jäh und stark. Er ging wieder an seine Arbeit.

Achtzehntes Kapitel.

Im Leben der meisten Menschen tritt wenigstens einmal ein eigentümlicher Zustand ein, in dem die Elastizität des Willens scheinbar vollkommen verschwunden ist. Man fühlt sich unsicher, man verliert das Ziel aus den Augen, man ist im Wollen schwach und im Tun ratlos, und wenn es das Unglück fügt, fällt man als Opfer einem Stärkeren anheim und läßt sich leicht zu einem Schritt verleiten, den man, wenn die moralische Kraft und die kühle Überlegung widerstehen, nicht allein bereut, sondern auch gar nicht begreift. Man sinnt vergebens darüber, wie es kommen konnte, daß man dies oder jenes getan hat. Man hat es getan aus Schwäche, aus Mangel an Willenskraft — das ist die einzige Erklärung. Und wohl dem, der einen solchen Fall später zu jener Vergangenheit zählen kann, die dem Vergessen anheimfällt.

In einem solchen Zustand der Willensschwäche befand sich seit einiger Zeit Erich Hofer. Eine Ziel- und Ratlosigkeit war über ihn gekommen, ein Mangel an Widerstandsfähigkeit, der für seinen Geschäftsbetrieb geradezu gefährlich werden konnte. Er fühlte, daß seine Kunden in ihren Wünschen stärker waren als er, daß sie ihm Konzeptionen abzwangen, die sie unter normalen Verhältnissen nicht hätten erzielen können. Er fühlte in sich eine gewisse Wehrlosigkeit jedem gegenüber, der in entschiedener fester Art etwas von ihm verlangte; und so viel auch seine Vernunft und sein Gefühl dagegen einwenden mochten — er besaß weder Wille noch Kraft, den nötigen Widerstand zu leisten.

Mechanisch nur und mit großer Unlust ging er seiner Beschäftigung nach. Am liebsten blieb er zu Hause, besaßte sich ausführlich und langweilig mit leichten geschäftlichen Arbeiten, zu denen er sonst kaum ein Viertel der jetzt aufgewendeten Zeit gebraucht hatte.

Er träumte trübe vor sich hin, langweilte sich und fand nicht die Energie, diese trübselige empfindsame Langeweile durch kräftiges Tun zu verscheuchen.

Da erhielt er ein Briefchen von Frau Erna Hartmann, in dem sie ihn zu einem Abendessen einlud.

Verdrücklich legte er den mit unbeholfener, etwas spitzer Schrift, aber orthographisch richtig geschriebenen Brief aus der Hand mit dem Entschluß, in höflicher Form, aber bestimmt abzulehnen. Am dritten Tage nach Erhalt des Briefes sollte er kommen — sein Schweigen sollte als Zusage gelten. Aber weder am dem Tage, an dem er die Einladung erhielt, noch am nächstfolgenden, noch am dritten fand er die moralische Kraft, die wenigen Zeilen zu schreiben die sein Ausbleiben entschuldigen sollten. Und

als der Abend kam, brachte er es nicht über sich, wie ein ungehobelter schlecht erzogener Mensch einfach nicht zu kommen. Unter Stöhnen und Seufzen legte er die Kleidung an, die ein gebildeter Mensch zu einem Abendessen in fremdem Hause tragen muß, und war sogar genötigt, einen Wagen zu nehmen, um nicht allzu spät an Ort und Stelle zu sein.

Frau Hartmann empfing ihn mit großer Liebenswürdigkeit. Mit forschenden Augen blickte er sich im Korridor um, nach Garderobenstücken anderer Gäste spähend, aber es war nichts vorhanden. Und als er die gute Stube betrat und in dem hell und freundlich erleuchteten Raum weder einen fremden Menschen, noch auch den in innerster Seele gefürchteten Onkel Jordan vorfand, atmete er erleichtert und von einer gelinden Angst befreit auf.

Zwar hatte Frau Hartmann ein elegantes Kleid aus weicher kostbarer Seide gewählt, als gälte es einer großen Abendgesellschaft, aber dennoch machte sich alles ganz harmlos und freundlich.

Die Tafel war nicht so überreich und prächtig, wie an jenem Sonntag nachmittag, der Kaffee mit kaltem Büfett und einen Toast beim Wein brachte; es war heute einfach bürgerlich mit nur zwei Weinsflaschen auf dem Tisch, die eine bescheidene Marke trugen.

Und das Gespräch hielt sich auch in den anspruchlossten Grenzen des Abendessens. Man plauderte über das Ehepaar Kieselwetter, von dem beide immer nur das Beste zu sagen wußten, man sprach über das Geschäft, das er betrieb, und von dem sie durch Frau Kieselwetter Kenntnis hatte, und erging sich sonst in Betrachtungen über Tagesereignisse, die gerade in der letzten Zeit recht sensationell gewesen waren.

Doch als sich das Essen seinem Ende näherte und Hofer bereits etwas mehr als eine halbe Flasche Wein getrunken hatte, begann Frau Erna Hartmann auch von sich selbst zu sprechen.

Sie meinte, daß es ihr leid täte, das ererbte Geschäft verkauft zu haben. Sie habe nun nichts zu tun und wüßte auch nicht, was sie in manchen Stunden und an vielen Abenden mit sich anfangen sollte.

„Wissen Sie, Herr Hofer“, fragte sie, „so eine allein stehende Frau ist doch ein unglückliches Wesen. Man ist so verlassen von aller Welt, jeder Mensch will etwas von einem haben, und man hat nicht Rat und nicht Hilfe.“

„Sie haben doch Herrn Jordan“, wandte Hofer ein.

„Ach, Onkel Jordan“, sagte sie achselzuckend, „das ist ein alter Mann; der hat genug mit sich selbst zu tun, um sein kleines Geschäft in Gang zu erhalten. Wenn ich mir nicht selbst rate und helfe — der kann einem nicht viel leisten.“

„Aber Sie können sich doch unterhalten, wie Sie wollen. Sie können Reisen machen“, bemerkte Hofer.

„Meinen Sie das ernstlich, Herr Hofer?“, fragte sie. „Eine junge Witwe wird von den lieben Nachbarn auf Schritt und Tritt beobachtet, noch mehr als eine verheiratete Frau. Und Vergnügungen! Und Reisen! Du lieber Gott — eine einzelne Frau! Man ist wie ein Strohhalbm ohne Mann, jeder glaubt, sich etwas herausnehmen zu dürfen, und jeder glaubt, so eine arme, verlassene Frau ist nur auf der Welt, damit man sie tüchtig übervorteilen kann.“

Es trat ein kurzes Schweigen ein, da Hofer nicht wußte, was er auf diese durchaus wahre Klage antworten sollte. Nun fing Frau Hartmann wieder an:

„Die Männer sind viel besser daran, wenn sie allein sind. Aber — doch — wenn sie nicht Stammgäste in einer Kneipe sind — und ich glaube, Sie, Herr Hofer, leben doch nicht am Abend im Wirtshaus, nicht wahr? — da muß es doch für Sie recht einsam sein . . . wie?“

„Nun ja“, meinte er auf diese Zwangsfrage, „es ist ja manchmal etwas still um mich. Aber tagsüber habe ich mein Geschäft, da bringt der Abend oft Arbeit, und oft bin ich froh, daß ich still ausruhen kann.“

„Oft aber langweilen Sie sich doch“, meinte Frau Hartmann beharrlich. „Wie wäre es, wenn Sie hierher kämen . . . Sie brauchen sich vorher nicht anzufangen . . . Ich bin so allein, Sie sind allein . . . Wir sind doch vernünftige Menschen . . . ich denke, wenn es Ihnen nicht gar so unangenehm ist in meiner Gesellschaft —“

(Fortsetzung folgt.)

Das Heimatlied.

Stimme von Annette Gleiß.

(Nachdruck verboten.)

Es war schon so lange her, daß er fern der Heimat war. In dem fremden Lande hatte er angenehme Stellung und glänzende Bezahlung. Aber manchmal regte sich heimlich in ihm ein Heimatsehnen, leise schwang es sich auf in seinen Sinnen, klopfte zart an sein Herz, und vor seinem geistigen Auge erschienen die Bilder der Kindheit, der Jugend, das Elternhaus mit seinem Fliederbaum, den Lindenbäumen im Garten, und der Fluß, an dessen Ufern er gespielt, trug glühend seine Bellen davon, die rauschend an der Brücke sich brachen. Er hörte der besorgten Mutter Stimme, hörte sie rufen nach den Kindern, wenn der Abend kam. Sein Herz lautete den Lauten! Die Burgruine sah er, zwischen deren geborstenen Mauern er mit den Brüdern und Kameraden allerlei übermütige Spiele getrieben hatte, hinunter blickte er von ihrer Höhe auf das altersgraue Städtlein, das sich traulich um den Berg gruppier, mit seinen winkeligen Gassen, seinen Giebel- und Fachwerkhäusern, sah die Lindenallee, die zum Fluß hin führte, der in der Ferne verschwand wie ein silbernes Band. Oh, wie schön, wie anmutig, wie stimmungsvoll war der Blick von der Berghöhe, wenn der Abendsonnenschein auf den Dächern lag und alles wie mit Gold überschüttete. Alles . . . alles, was einst gewesen und nun längst vergangen war, gewann Gestalt und zeigte sich in seinen Gedanken. Als er geschwiegen war von Vaterhaus und Heimat, um in der Ferne das Glück dienstbar zu machen, hatte er alle Sehnsucht und das Heimweh abschütteln, niederzwingen wollen, aber beides war mächtiger als sein Wille und kam immer wieder, und dann geschah es wohl, daß Tränen seine Blicke trübten, und heimlich fühlte er die Heimatsehnsucht in sich, die mit Macht ihn bedrängte.

Wann es wohl sein würde, daß er die Stätte der Kindheit wieder sah! Weit war er fort, und schwer schien ein Wiedersehen möglich. Er war auch schon so lange außer jeder Beziehung mit seinen Angehörigen, die Eltern waren tot, und wenn er gekommen wäre, so hätte er wohl ihre Gräber aufsuchen können, aber sie selbst waren ihm entrückt. Die Geschwister hatten nur spärlich auf seine Briefe geantwortet, die er im Anfang, als er die neue Welt betreten hatte und es ihm noch recht mühselig gegangen war, an sie gelangen ließ. Da hatte er das Schreiben aufgegeben, hatte geschwiegen. Wozu auch schreiben! Sie hatten wohl Angst, er wolle sie in Anspruch nehmen. Darüber konnten sie ruhig sein, dazu war er doch zu stolz. Selbst wollte er sich alles verdanken, was er erreichte, niemand zu Dank verpflichtet sein als nur seiner eigenen Kraft, seinen Fähigkeiten, seinem Willen. Es war seiner zähen Energie auch gelungen, sich durchzuringen und einen Platz zu erkämpfen, auf den er stolz sein konnte.

Und nun war er seit mehreren Jahren als Ingenieur in dem großen, industriellen Betrieb tätig und bezog ein Meßengehalt, aber er blieb ein einsamer Mann. Still lebte er für sich, immer mit neuen Plänen und Konstruktionen beschäftigt, abgelenkt dem gesellschaftlichen Verkehr. Wohl folgte manches feurige Frauenauge dem hochgewachsenen, blondhaarigen und bärtigen Deutschen, wenn er durch die volksbelebten Straßen der südamerikanischen Handelszentrale schritt, aber er kümmerte sich nicht um sie und ging unentwegt seinem Ziele zu. Er paßte nicht zu diesen koketten, leichtlebigen Geschöpfen, die nur dem Vergnügen lebten und dem Genuß huldigten, er wollte ihr heißes Verben nicht verstehen. Zu schwerfällig war sein Blut, zu ernst sein Sinn, zu abgewendet sein Streben der oberflächlichen Lebenslust. Er verachtete diese Frauen, die sich so offen und unbehindert anboten, deren Wünsche nur darauf gerichtet waren, möglichst viel herauszuschlagen an Erdengut und Bönne. Nein, dafür war er nicht geschaffen, sich zum Sklaven eines Weibes zu machen. Das Weib, das er zur Lebensgefährtin sich erwählen wollte, mußte anders beschaffen sein. Sein Ideal war eine holde, zärtliche Frau, die treulich zu ihm halten würde in Glück und Leid, wie einst die Mutter zum Vater. Aber wo sollte hier ein solches Weib zu finden sein? Einsam würde er wohl seinen Lebensweg gehen, nur seinem Beruf lebend, geschäft, geachtet von seinen Chefs, verehrt, beliebt von und bei seinen Untergebenen, aber allein, einsam, ohne Sorgen, aber auch ohne Freude und Liebe.

So sinnend stand an einem Sonntag nachmittag Philipp Herlan auf dem Balkon seiner Wohnung, die er in einem Landhause innehatte und sah hinaus ins weite Land, und

wieder kamen die Gedanken an die Heimat über ihn, und das Heimatsehnen regte sich übermächtig und ließ ihn nicht mehr los. Wann, oh wann würde er die Stätten aufsuchen können, die sein Fuß beschritten hatte in längstvergangenen Tagen. Wo war die Zeit, als sein Herz geschwellt war vor Jugendlust und Freude. Vorbei alles, vergangen, versunken, dahin, vorüber! Und niemand war mehr in der Heimat, der ihm ein lieb Gedanken widmete . . .

Er horchte plötzlich auf. Staunen malte sich auf seinem Gesicht, und weiter hinaus trat er auf den Balkon und blickte hinüber in den Nachgärten. Dort sah auf den Treppentritten, die zu einer Veranda führten ein junges Weib und sang, umglimmt von den Strahlen der untergehenden Sonne, ein deutsches Lied, ein Heimatlied, ein Heimwehlied, und es klang ergreifend in des Mannes Ohren: „Sei gegrüßt in weiter Ferne, teure Heimat, sei gegrüßt . . .“

Rauschend stand er und regte sich nicht, um die Sängerin nicht zu vertreiben. Solch ein sehnsüchtiger Ausdruck lag über dem jungen Gesicht und zitternd klangen zuletzt die Töne aus: „Teure Heimat, sei gegrüßt!“

Das war ein Wesen, das gleich ihm an Heimatsehnsucht krankte, das fern der Heimat in einem fremden Lande leben mußte, und das nun einsam hier saß und ein Heimatlied sang. Wer sie wohl sein mochte, wie lange sie schon hier weilte?

Das junge Weib stand auf, blickte nach der Abendsonne, die fern am Horizont in Gluten wie ein feuriger Ball hing und schritt dann langsam, zögernd nach der Veranda hinaus, und noch einmal klang ihre Stimme: in weiter Ferne: „ . . . sei gegrüßt.“ Dann verschwand sie im Innern des Hauses.

Der Ingenieur aber fühlte sich in seinem Innern seltsam erregt durch das Heimatlied, und er konnte lange . . . lange nicht zur Ruhe kommen, sich selbst wieder finden. Wie ein Gruß aus fernen Tagen war es gewesen, fast andächtig, und Heimat, und so innig hatte sie es gesungen, fast andächtig, und ihm war so eigen zumute, lang verlegte Quellen geheimer Wünsche regten sich und das Lied, der Klang der Stimme, die es gesungen hatte, beate weiter in seinem Ohr. Immer wieder klang es an und erfüllte seine Sinne. Welch ein liebliches Gesicht hatte sie, und das Haar hatte gegläntzt im Abendchein, wie mit Gold überschüttet, so schlank und feingegliedert war die Gestalt, so zart und schmiegzaam. Den großen, stätklichen Mann überkam eine wonnige Erregung.

Nun, er würde schon erfahren, wer sie war, die er noch nie beachtet, ein Landsmann hatte das Recht, sich zu erkundigen, aus welcher Stadt sie war, und warum sie so weit fortgezogen war von daheim, so fern von der Heimat. Und er sah und sann, dachte vergangener Zeiten und summte das Heimatlied vor sich hin, das sehnsüchtige Lied, das dem drängenden Heimweh Ausdruck verlieh.

Durch vorsichtiges Umfragen brachte er in Erfahrung, daß die junge Frau des neuen Besitzers der anstößenden Villa eine Deutsche als Erzieherin für ihre beiden Kinder von einer deutschen Agentur angeworben hatte, weil sie selbst eine Deutschamerikanerin und in Deutschland im Pensionat gewesen war. Kurz entschlossen, suchte Herlan die Bekanntschaft Mister Elydsams zu machen, und es gelang ihm, Einlaß in sein Haus zu erhalten. Der deutsche Ingenieur stand in gutem Ansehen, aber es war auch bekannt, daß er dem Gesellschaftsleben abhold und eine Art Einsiedler sei. Mister Elydsam machte ihn mit seiner Gattin bekannt, und so ergab es sich fast von selbst, daß er auch die Erzieherin Elisabeth Schröder kennen lernte. Als sie einmal zusammen auf der Veranda standen, sagte er ihr, daß er sie habe singen hören, ein Heimatlied, und daß er gelauscht habe. Thretwegen nur sei er mit Elydsams in Verkehr getreten, thretwegen . . . und daß er so allein und einsam sei im fernen Lande, den koketten Frauen fernbleiben wolle. Er denke immer an ein liebes Weib, das ihm angehört und die Seine sei und bleibe in Glück und Leid. Und solche Heimatsehnsucht habe er gefühlt immer, stets — und sie habe ein Heimatlied gesungen, sein Herz habe so seltsam wonnig geschlagen beim Lauschen. Sie gefalle ihm gut — nun er sie kennen gelernt, sei sein Herz in wonnigster Bewegung. Seine Stimme hatte zitternden Klang, tastend ergriß er die Hand des jungen Mädchens, und dann fragte er, ob ihr Herz noch frei sei, und ob sie die Seine werden wolle.

(Schluß folgt.)